

---

# Von jungen Hüpfern und alten Hasen

---

Ralph M. Trüb

---

Von jeher hat das Alter als letzter Lebensabschnitt die Menschheit beunruhigt und gleichzeitig ihre Wißbegierde angeregt. Der Gesundheit und dem langen Leben wurde bereits in alten Kulturen ein hoher Stellenwert eingeräumt. Philosophen, Naturwissenschaftler und Ärzte haben sich lange darum bemüht, Zusammenhänge aufzudecken, um den Alterserscheinungen vorzubeugen. Die Beharrlichkeit, mit der man über die ganze Zeit mitunter illusorischen Vorstellungen nachhing und einem »Jungbrunnen« nachjagte, erscheint bisweilen absurd, beweist aber, daß sich der Mensch nicht ohne weiteres von bestimmten Wunschgedanken zu trennen vermag. Jeder Chronist ist dazu angehalten, sich herabsetzender Urteile über die Vergangenheit zu enthalten. Das Vorkommen von Gold, Menschenblut und Mumienhaut in einem Verjüngungsmittel darf nicht zum spöttischen Lächeln verleiten. Für unsere Vorfahren erfüllte das einen Sinn und entsprach einer Notwendigkeit, die nur aus dem jeweiligen Zeitgeist heraus zu verstehen ist. Unseren Vorfahren Irrtümer vorzuwerfen wäre ein Anachronismus, denn damit messen wir sie mit den

Maßstäben unserer Zeit. Es wäre verfehlt, wenn wir uns durch unsere modernen Kategorien des Denkens den Blick auf das Andersartige in der Vergangenheit verstellten und der Geschichte und ihren Eigentümlichkeiten nicht gerecht würden. Zudem ist trotz allen medizinischen Fortschritten nicht zu verkennen, daß während der über viertausendjährigen Auseinandersetzung mit Altern und Tod die wichtigsten Elemente des Anti-Aging nicht Errungenschaften unserer Zeit sind: Zu erwähnen seien die Gesundheitsprophylaxe, Körperpflege und Kosmetik im alten Ägypten; die Hygiene, Diätetik und Körperkultur in der griechischen Antike; die Schönheitspflege und ärztliche Vorsorgeuntersuchung im alten Rom; die Gesundheitsbildung in der arabischen Medizin und die Psychohygiene im christlichen Mittelalter. An der Schwelle zur Renaissance beschäftigte sich der Franziskaner Roger Bacon (1214–1294) mit Diätetik und Gesundheit, mit dem erklärten pädagogischen Ziel, »den jungen Menschen vor dem Altern zu bewahren [...], den Greis dagegen auf irgendeine Weise zu verjüngen«.



Altägyptisches Kosmetik-kästchen



Körperkultur in der griechischen Antike

In Anbetracht der Verbindung zwischen Jugend und Gesundheit erschien Bacon körperliche Schönheit als Beweis für Gesundheit durchaus als erstrebenswert. Weite Teile in seinem »Buch zur Erhaltung der Jugend« handeln von der Haut-, Haar- und Körperpflege. Aber auch magisch wirksame Mittel empfiehlt Bacon: Vipernfleisch, Goldmischungen und das Tragen von gesundheitserhaltenden Steinen. Schließlich liefert er die Grundlage zum Sunamitismus, benannt nach Abisag von Sunem, bei dem der Atem junger Menschen als Wunderheilmittel gegen das Altern gepriesen wird. Diese Therapie kannte man bereits in biblischen Zeiten. König David griff in seinen alten Tagen auf diese Behandlung zurück: »Als aber der König David alt war und hochbetagt, konnte er nicht warm werden, wenn man ihn auch mit Kleidern bedeckte. Da sprachen seine Großen zu ihm: Man suche unserem Herrn, dem König, eine Jungfrau, die vor dem König stehe und ihn umsorge und in seinen Armen schlafe und unseren Herrn, den König, wärme. Und sie suchten ein schönes Mädchen im ganzen Gebiet Israels und fanden Abisag von Sunem und brachten sie dem König. Und sie war ein sehr schönes Mädchen und umsorgte den König und diente ihm. Aber der König erkannte sie nicht.« (1. Kön. 1, 3)

Gabriele Zerbi (1445–1505) prägte 1489 den Begriff Gerontocomia, womit er die Kunst bezeichnete, den Prozeß des Alterns aufzuhalten. Er plädierte für einen neuen Beruf, den Gerontocomus, eine Art Gesundheitsberater für alte Menschen, dessen

Pflichtenheft er ausführlich beschreibt. Zerbi kann demnach als Begründer einer Fachdisziplin, des »Anti-Aging«, angesehen werden. Er fügte allerdings den diätetischen Ratschlägen der alten Griechen keine wesentlichen neuen Erkenntnisse hinzu. Es finden zwar die alten Heilmittel der Magie wie Destillate von menschlichem Blut, Puder von wertvollen Steinen und Gold in seinem Werk noch Erwähnung, Zerbis Verdienst ist es aber, daß er diesen keine Bedeutung mehr zuschrieb.

Als wichtiger Vertreter der deutschen Medizin zu dieser Zeit sei Paracelsus (1493–1541) genannt, der die Iatrochemie begründete, eine Frühform der Chemie im Dienste der Medizin. In seiner naturphilosophisch-magischen Heilkunde finden sich viele alchemistische und astrologische Überlegungen sowie religiöse und dämonologische Spekulationen, die ihn unter dem Strich nicht als jenen eindeutigen Wegbereiter des wissenschaftlichen Fortschritts ausweisen, von dem die übliche Verehrung seiner Persönlichkeit ausgeht.

Der Legende nach soll Paracelsus für Diane de Poitiers, die Mätresse Heinrich II. von Frankreich (1519–1559), zur Erhaltung ihrer Schönheit eine Flüssigkeit mit Blut einer Wöchnerin, Ingredienzen eines getöteten Neugeborenen und Schlangengift gemischt haben! Die Eigenschaft der Schlangen, ihre Haut zu wechseln und diese damit zu regenerieren, ist wohl der Grund dafür, daß sie sich in der Herstellung solcher Mixturen einer besonderen Beliebtheit erfreuten.



König David  
und Abisag von  
Sunem



»Diane de Poitiers«  
von François Clouet  
(1571, Ausschnitt)

---

# Das Bildhafte in der Dermatologie

---

Michael L. Geiges, Günter Burg

---

Die Dermatologie lebt vom Bild. Die Morphologie – das äußere Erscheinungsbild – ist Ausdruck der zahlreichen Erkrankungen, die während des Krankheitsverlaufs einem ständigen Wandel unterworfen sind. Die Bedeutung von Darstellungen und die Techniken, die hierfür zur Verfügung stehen, haben sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt; sie sind einfacher, naturgetreuer und aussagekräftiger geworden.

## Skulpturen der Inkas, Mexiko

Dominique D. Vérot hat einen Bildband über die präkolumbianische Dermatologie und Kosmetologie in Mexiko zusammengestellt (Schering Corporation, USA 1973). Die Skulpturen zeigen eine Fülle von Hautveränderungen, die das gesamte Spek-

trum vom Krankhaften (Dermatologie) bis zum Ästhetischen (Kosmetologie) erkennen lassen. Ein Problem dieser figürlichen Darstellungen liegt offenbar in der Authentizität der Funde, die nur zum kleinsten Teil aus der Sammlung des mexikanischen Museums für Anthropologie stammen. Zum größeren Teil gehören sie zu privaten Sammlungen, deren Echtheit zwar in vielen Fällen vermutet werden kann, aber nicht gesichert ist.

Der Sinn und die Interpretation der dargestellten Veränderungen vor mehr als zweitausend Jahren vor unserer Zeitrechnung bleiben uns verschlossen, sie bieten allenfalls Stoff für Spekulationen. Dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß gerade die Haut und gewollte (Tattoos) oder ungewollte Veränderungen dieses Organs schon immer Objekt künstlerischer Darstellungen waren.



Skulptur mit  
Knoten



Skulptur  
mit Lipomatose

## Ikonen

Ikonen, die »Fenster zur Ewigkeit«, sind auf Holztafeln gemalte Bilder religiöser Verehrung, deren Ursprung im Katharinen-Kloster auf dem Sinai im 6. Jahrhundert nach Christus gesehen wird. In der orthodoxen Kirche sind sie sicht- und faßbare Fleischwerdung Gottes in dieser Welt. Ihre symbolhaft-abstrahierenden Darstellungen sind meist anonym. Sie reichen häufig über eine eng begrenzte christlich-religiöse Thematik hinaus und symbolisieren unter anderem Christus als Heiler einer leidenden Menschheit und machen ihn damit zum Leitbild des Arztes. Eine Fülle medizinischer Themen in der Ikonenmalerei sind im Buch von Jörgen Schmidt-Voigt (Thieme, München 1980) dargestellt; darunter auch einige wenige entfernt dermatologische Themen, wie zum Beispiel die Haltung der segnenden Hand des Pantokrators, die an einen Morbus Dupuytren denken läßt. Dermatologisch relevante Krankheitsbilder finden sich selbst bei großzügiger Interpretation in diesen religiösen Darstellungen kaum, wenn man einmal von den zahlreichen Varianten alopezischer Haartrachten bei Aposteln und Heiligen absieht.

Daneben erkennt man Abbildungen der Apothekenheiligen Kosmas und Damian mit Salben und Salbenspatel oder des Arzt- und Apothekenheiligen Panteleimon, der einen Salbenspatel in der rechten und ein Arzneikästchen in der linken Hand

hält. Berühmt und allgemeinmedizinisch interessant ist die Abbildung auf der Innenseite der Flügeltür des in der Michaelis-Kirche in München zu sehenden Reliquienschreins, die Kosmas und Damian bei der Allotransplantation eines Beines – ein transplantations-immunologisch interessantes Thema – darstellt.

Eine der bekanntesten ikonographischen Abbildungen ist das Schweiß Tuch der Veronica, das seit dem späten 12. Jahrhundert in der Basilika San Pietro in Rom verehrt wird. Die zahlreichen Kopien werden durch die Legende legitimiert, die besagt, daß Christus auf seinem Weg zum Berg Golgata Blut und Schweiß aus seinem Gesicht in dem von der mitleidvollen Veronica gereichten Schleier »abgedruckt« hat. Bei großzügiger Interpretation könnte man hierin einen zweidimensionalen Vorläufer der späteren Moulagenteknik sehen.

## Buchillustrationen

Als Krankheiten als Ausdruck einer falschen inneren Säftemischung und das Befinden des Menschen als Folge des direkten Einflusses von Luft, Wetter und Sternenkonstellation angesehen wurden, konnten Abbildungen nicht die gleiche Bedeutung haben wie in einer morphologisch orientierten Dermatologie. Einerseits ist es schwierig, die Säftestörungen in Bildern darzustellen, andererseits hatten Bilder



Illustration der »Göttlichen Komödie«.  
Darstellung der Geschwüre der Zwietrachtstifter und Glaubensspalter.

generell eine andere Funktion. In Büchern hatten sie vor allem den Zweck, diese zu schmücken und allenfalls religiöse Aspekte anzudeuten. So sind in der Buchmalerei des Mittelalters die Hautkrankheiten (sei es nun »Aussatz« oder »Geschwüre«) als gleichmäßig über den Körper verteilte rote Flecken dargestellt. Die Illustrationen veranschaulichen symbolisch den Textinhalt. Miniaturen sollen keine Nachahmung des Äußeren, der Natur sein, sondern die christlichen Heilslehren aufzeigen und deuten.

Darin unterschieden sich Miniaturen zu Bibeltex-ten nicht von weltlicher Literatur, wie der Vergleich von bekannten Abbildungen von Aussätzigen in Bi-bellustrationen mit Abbildungen zur »Göttlichen Komödie« von Dante aus dem Mittelalter zeigt.

Hautveränderungen in Kunstwerken können das Resultat der möglichst genauen, detaillierten und wirklichkeitsgetreuen Wiedergabe der Struk-tur der Haut sein. Sie können aber auch als alle-gorische Hinweise dienen, zum Beispiel auf das Lebensalter oder Gegensätze (schön – häßlich) beziehungsweise in Form signifikanter Merkmale als Kennzeichnung und Charakterisierung einer Person oder Personengruppe (Hexenwarzen) ein-gesetzt werden.

Bei der wirklichkeitsgetreuen Wiedergabe, zum Beispiel Porträts von Persönlichkeiten, lassen sich Hauterscheinungen entdecken, die nach heutigem Krankheitsverständnis retrospektiv diagnostiziert

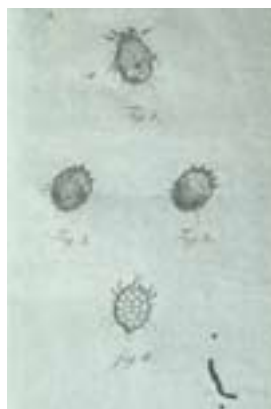
werden können. Dies ermöglicht eine Rückdatie-rung des Vorkommens einzelner Hautveränderun-gen in eine frühere Zeit; eine weitere medizinische Interpretation ist aber anachronistisch und würde das heutige Krankheitsverständnis in eine andere Gesellschaft und eine andere medizinische An-schauung hineininterpretieren. Natürlich fragt man sich, inwieweit Hautbefunde als mögliche Makel oder Kennzeichen auch wirklich wahrheitsgetreu dargestellt oder »retouchiert« wurden und ob in Szenenbildern nicht doch allegorische oder kenn-zeichnende Bedeutungen im obigen Sinne beab-sichtigt waren.

## Abbildungen in naturwissenschaftlichen/medizinischen Werken

Auch in medizinischen Werken hatten die Bilder zuerst die Aufgabe, den Text symbolisch zu ver-anschaulichen und, in Lehrbüchern der Anatomie oder bei der Beschreibung technischer Hilfsmittel, die Beschreibung zu illustrieren. So findet man im »Feldtbuch der wundtartzney« von Hans von Gerss-dorff (1517) grobe schematische Zeichnungen zur Anatomie und zum Gebrauch verschiedener chir-urgischer Werkzeuge, Holzschnitte mit religiösem Inhalt (Darstellung des heiligen Antonius) und auch



»Besehung der Ussetzige« von Hans von Gerssdorff, Holzschnitt 1517



Krätze, Kupferstich, Wichmann 1791

---

# Tätowieren in Europa

---

Michael L. Geiges, Ursula Buchegger

---

»Darum wäre es wünschenswerth, daß ausgezeichnete Männer dieser Fächer [Ethnographie, Linguistik, Artistik und Archaeologie] sich mit Anatomen, Zoologen, Dermatologen und Chirurgen zu einem Comité vereinen, welches sich die Haut dieses Mannes zum Gegenstande einer naturgeschichtlichen Beschreibung und eines speziellen Studiums macht. Wie dieselbe sich hier darbietet, ist sie ein Unicum, und ein solches soll wissenschaftlich für alle Zeiten fixiert werden. [...] Der Mann wird binnen Kurzem Wien verlassen [...] Es wäre mißlich, wenn die gelehrte Welt Wiens durch eine von außen kommende wissenschaftliche Verwerthung des Falles es erfahren müßte, daß sie etwas – versäumt hat.« Mit diesem dringenden Appell wandte sich 1872 der Dozent für Dermatologie an der Universität in Wien, Moritz Kaposi, an die Leser der Wiener »Medizinischen Wochenschrift«. Auf Veranlassung des damals im deutschsprachigen Raum führenden Wiener Dermatologen Ferdinand von Hebra wurde der erwähnte Mann in verschiedenen

Stellungen und Größen photographiert und ein Bild der Kopf- und Brustpartie in natürlicher Größe von Dr. Carl Heitzmann in Farbe angefertigt. Als Lithographie ist dieses Bild im VIII. Band des berühmten ersten Farbatlas von Hebra und auch im nachfolgenden »Handatlas der Hautkrankheiten« aus dem Jahr 1900 von Kaposi erhalten geblieben. Wer war dieser Mann, der seit 1870 in Wien an zahlreichen ärztlichen Versammlungen und in den Vorlesungen verschiedener Kliniken demonstriert worden war und in ärztlichen Kreisen, aber auch in der Wiener Öffentlichkeit so großes Aufsehen erregt hatte?

Er nannte sich Georgios Constantin oder Konstanti, ein damals dreiundvierzigjähriger Albaner, der als der »Tätowierte von Birma« in die Geschichte einging. Er war ein ausgesprochen geschickter und geschäftstüchtiger Schwindler griechischer Muttersprache, beherrschte aber auch Arabisch, Persisch, Französisch, Italienisch und Englisch und ist später auch als der »Grieche Alexandrinos oder Kapitän Georgi



Tafel 336 aus dem »Handatlas der Hautkrankheiten« von Moritz Kaposi, 1900: »Homo acu pictus – Tätowirter: Birmah. Georgios Constantinos. Vom Autor beschrieben 1872. Wr. med. Wochenschr. Nr. 2« (Ausschnitt)



Tsawella« an verschiedenen Orten in Europa und Amerika wieder in Erscheinung getreten. Im Präusserschen Menschenmuseum im Wiener Prater wurde er in Wachs als »academische Figur« zur Schau gestellt.

Die damals von ihm in Wien präsentierte und von Kaposi aufgezeichnete Geschichte lautete folgendermaßen: »Vor 5 Jahren habe er, mit 11 Gesinnungsgenossen eine Handelsgesellschaft bildend, in der chinesischen Tartarei als Unternehmer von Goldminenarbeiten seinen Gewinn gesucht.« In einem kriegerischen Aufstand der Völkerschaften seien neun von der Gesellschaft massakriert worden, »er selbst und zwei andere zur ›Strafe der Tätowirung« bestimmt, damit sie für ewige Zeiten gezeichnet seien. Der Eine von den Dreien ist der Qual der Operation oder einer Krankheit erlegen; der Zweite lebt – erblindet – in Hongkong; er, der Dritte, hat sich durch China bis an einen Hafen des indischen Meeres gerettet, wurde durch ein englisches Schiff nach Manilla gebracht, von dort wieder zurück nach Hongkong und endlich von hier über Suez nach Griechenland.« Die Tätowierung sei durch einen Mann gemacht worden, während er von vier starken Männern unter Todesdrohungen festgehalten wurde, und zwar täglich für drei Stunden über drei Monate hinweg. Er ist am ganzen Körper, den Penis nicht ausgenommen, »mit dunkelblau eintätowirten Figuren und wenigen eingestreuten zinnoberrothen kleineren Zeichnungen dicht besät. [...] Auch von der Haut des behaarten Kopfes und des bebarteten Gesichtes schimmern blaue Zeichnungen durch den dichten Haarwuchs hervor.«

Die dreihundertachtundachtzig Zeichnungen werden von Kaposi in ihrer Verteilung am Körper aufgelistet. Bei den Figuren handelt es sich um Tiere (Affen, Adler, Schwäne, Frösche, Elefanten, Schnecken ...), Männer, Frauen, Blumen, Blätter, Früchte und Gegenstände (Bogen, Köcher, Pfeile). 1887 schrieb Wilhelm Joest dazu in seinem Buch »Tätowieren«, das lange Zeit als Standardwerk zur Geschichte der Tätowierung galt: »Ein Schwindler nicht etwa, weil seine Tätowirung unächt gewesen

wäre – [...] sondern weil der Mann, dessen Namen der wohlverdienten Vergessenheit nicht entzogen werden soll, zu faul zur Arbeit sich für den Rest seines erborgten Vermögens in Mandalay (Birma) ganz toll und viel toller, wie je ein Birmane, hatte tätowiren lassen, um von nun an als herumreisende Sehenswürdigkeit ein müheloses und sorgenfreies Dasein zu führen.« Eine nicht ganz faire Aussage, wenn man bedenkt, mit welchem Aufwand und welchem Durchhaltevermögen Constantin sich und seine Haut sein Leben lang »verkauft« hat. In der übrigen dermatologischen und medizinischen Fachliteratur ist außer dem Vermerk, daß er von Rudolf Virchow in Berlin als der »Konstantin der 70er Jahre« wiedererkannt worden sei, kaum mehr über Constantin zu finden. Es scheint, als hätte man sich in peinliches Schweigen gehüllt, als der Schwindel aufgefliegen war. Constantin hatte sich 1873 dem weltgrößten Zirkus in Amerika, P. T. Barnum's Great Traveling Exposition, angeschlossen. Er nannte sich dort »den größten Schurken und Dieb der Welt, immer sehr von Frauen bewundert«. Im Vergleich zu anderen Schaustellern scheint er die schönsten und präzisesten Abbildungen am Körper getragen zu haben.

Wie war es aber möglich, daß ein Mensch mit seinen Tätowierungen nicht nur eine herausragende Karriere als Zirkusattraktion, sondern auch gleich als medizinisch-wissenschaftliches Forschungsobjekt an prominentester Stelle in Europa machen konnte? Das Beispiel von Constantin widerspiegelt hervorragend die vielfältige, ambivalente und unklare Bedeutung von Tätowierungen in der europäischen Gesellschaft bis in die heutige Zeit.

Das Tätowieren erlebt gerade einen gewaltigen Boom. Gemäß einer Umfrage in der Schweiz aus dem Jahr 2004 waren acht Prozent der Befragten an sich selbst tätowiert, weitere vierzehn Prozent konnten sich eine eigene Tätowierung zumindest vorstellen. Obwohl Tätowierungen in der Öffentlichkeit stolz gezeigt werden: auf der Straße, im Fernsehen, im Internet, in Zeitschriften und Filmen, und obwohl sie sich auf Hoch-

glanzphotographien als »body art« gut verkaufen lassen, lösen Tattoos bei vielen Menschen Kopfschütteln, Verunsicherung und Abscheu aus. Der Schmuck und die Kunst werden gleichzeitig als Zeichen von Degradation, Abweichung und Kriminalität wahrgenommen. Tattoos faszinieren in ihrer Zwiespältigkeit.

Doch das Tätowieren scheint ein universelles menschliches Phänomen zu sein. Wie lange es schon zum Menschen gehört, ist schwer abzuschätzen. Früher wurde Pflanzensaft, Ruß, Schießpulver und Zinnober in unterschiedlicher Weise in die Lederhaut gebracht. Beschrieben sind hierfür Werkzeuge, die auf die Haut aufgesetzt und mit Klöppel eingeschlagen werden, in Farbe getauchte Nadeln, die eingestochen werden, das Einstreichen von Farbe in ausgeschabte Wunden, die »Naht-Tätowierung« von Eskimos, aber auch von Ureinwohnern im Mississippigebiet und in Mittelsibirien: das Einnähen eines rußgeschwärtzten Fadens in die Haut. Schließlich wird seit 1891 die patentierte rotierende Tätowiermaschine eingesetzt.

In einigen Kulturen war das Einbringen von farbigen Mustern und Zeichen in die Haut sozial traditionell in die Gesellschaft integriert. In Europa erscheint das Tätowieren aber immer nur als ein sich wandelnder Teil unserer Kultur, ohne eine kontinuierliche Tradition. Tätowierungen unterscheiden den Europäer von »Barbaren« und von den »wildern Nachbarn«, sie scheinen zudem Kriminalität oder eine kriminelle Veranlagung zu deklarieren. Sie können die Zugehörigkeit zu einer Gruppe kennzeichnen, die in der Regel als Opposition zur dominanten Kultur auftritt.

Der Begriff »Tätowieren« für das irreversible Einbringen von Farbe in die Haut stammt aus dem Tahitianischen. Das Wort »tatau« wurde im Bericht über James Cooks Aufenthalt auf Tahiti im Juli 1769 erstmals verwendet. Je nach Quelle wird als Wurzel das Wort »ta« oder »ta tatau« mit der Bedeutung »schlagen, ritzen« angegeben. Vielleicht entstand es auch als Zusammensetzung aus dem Wort »tatau«, verwundet. Das englische »tattooing«

oder »tattooing« wurde im Deutschen zu »Tatauieren« oder »Tätowieren«. Oft wird die »Geschichte des Tätowierens in Europa« mit dem Import des Worts aus dem Pazifik im 18. Jahrhundert begonnen. Tätowierung wurde zum Inbegriff des Reisens, der Ferne, des Fremden, des anderen, es wies aber schon zuvor eine lange Geschichte in Europa auf, in deren Muster sich diese Episode sehr gut einreihen läßt. Die europäische Geschichte des Tätowierens zeigt weder eine eigene Kontinuität noch einen reinen Import. Die Europäer hatten weder die Technik noch die Bilder aus der Südsee übernommen, sondern bauten auf einer lokalen Praxis auf, die schon vor dem 18. Jahrhundert bestand. Die Seefahrer brachten tätowierte Eingeborene und Tattoos als Souvenirs auf der eigenen Haut aus der Südsee mit nach Hause, sie hatten aber bereits ein Vorwissen, benützten ihre eigene Technik und verwendeten nicht polynesischen traditionellen abstrakte Ikonographie, sondern vielmehr christlich motivierte oder typisch europäische Symbole wie Initialen, Herzen, Kreuzfix, patriotische Embleme, Wappen, militärische Insignien und so weiter, typischerweise auf die Arme und nicht ins Gesicht tätowiert.

Die in früheren Jahrhunderten im europäischen Raum benutzten Worte trugen die Bedeutungen von stechen, bohren, schneiden, stupfen oder stemeln: Englisch: »pounce, pink, carve«; Französisch: piqûre; Italienisch: marco, nzito, segno, devozione; Lateinisch: compungere (stechen). Griechen und Römer benutzten für die Tätowierung den Begriff »stigma«.

Ob es sich bei Punkten und Strichen auf neolithischen Tonfiguren tatsächlich um die Darstellung von frühen Tätowierungen handelt, ist schwer nachzuweisen. Ebenso läßt sich daran zweifeln, daß auf Tempelzeichnungen aus dem antiken Griechenland »unzweifelhaft ausgiebige Tattauierungen« an den Armen und Beinen dargestellt sind, wie in älteren Arbeiten zur Geschichte der Tätowierung behauptet wird. Selbst die am häufigsten zitierten Bibelstellen im 3. und 5. Buch Mose, die (je nach Über-